

Aus zwei Romanen von Christoph Hein, „Horns Ende“ und „In seiner frühen Kindheit ein Garten“, hat Armin Petras am Leipziger Schauspiel und am Schauspiel Frankfurt ein Deutschlandprojekt gemacht



Zwei deutsche Geschichten

CAREN PFEIL

Schenken Sie mir noch eine gute Erinnerung, Herr Horn“ – sagt Gertrude Fischlinger kurz vor dem Ende. Da ist längst erzählt, dass der Historiker Horn sich umgebracht hat, weil er es nach der Strafversetzung von Leipzig in das Heimatmuseum Guldenberg nicht ein zweites Mal ertrug, einer Ideologiemaschinerie ausgeliefert zu sein, für die jeder Gedanke außerhalb der Staatsdoktrinen als Verrat an der Sache galt. Ob Horn provozieren wollte oder nur seinem Gewissen als Wissenschaftler verpflichtet war, als er in den Scherben, die er auch in Guldenberg ausgegraben hatte, anderes las als das offizielle Geschichtsbild vorgab, bleibt offen. Dass aber jeder in dieser Kleinstadt seine Verurteilung unterschreibt, daran lässt Armin Petras' Inszenierung von „Horns Ende“ keinen Zweifel. Und wie sie das tun: voller Scham sich ins scheinbar Unvermeidliche schickend, es schnell hinter sich bringend wie eine lästige Pflicht, und manch einer sogar mit geradem Rücken in einer Art politischem Masochismus den Verrat bekennd. Schließlich wird auch Marlene, die schwachsinnige Tochter des Malers Gohl, kollektiv zum Einverständnis gezwungen. Die Szene löst bei jemandem, der in der DDR gelebt hat, vielfältigste Erinnerungen aus. Was wurde

nicht alles unterschrieben, manchmal nur, um seine Ruhe zu haben!

Erinnerung ist das Thema von Christoph Heins 1982 in der DDR erschienenem Roman, in dem er aus einzelnen Monologen rückbesinnend die Geschichte von „Horns Ende“ zusammensetzt, damit das Psychogramm einer ostdeutschen Kleinstadt Ende der 50er Jahre liefernd, wo sich die Menschen zwischen dem Verdrängen von Schuld (z.B. an der Denunziation von Gohls Tochter, für die sich damals deren Mut-

ter den Nazis ausgeliefert hatte) und dem Rückzug in privates Selbstmitleid eingerichtet haben.

Armin Petras strukturiert die Geschichte vor allem über die Beziehungen dieser Menschen zueinander bis dahin, dass er oft die Gleichzeitigkeit der Vorgänge auf der Szene etabliert. So webt er ein feinmaschiges Netz, in dem diese auf ein Minimum zurückgestutzten Lebensentwürfe der Guldenberger weitaus stärkerer Ausdruck der herrschenden Diktatur sind als die par-

Fotos: Alexander Paul Englert, Rolf Arnold



teipolitischen Grundsatzpamphlete, die sie freilich auch über sich ergehen lassen (müssen?), etwa wenn der sich selbst erhöhende Stellvertreter des Bürgermeisters auf Kothurnen aus Büchern – vermutlich ist es die Marx-Engels-Gesamtausgabe – erscheint, um das Urteil über Horn zu fällen. Zunehmend spielt sich der neue Bürgermeister Kruschkatz – derselbe, der schon in Leipzig maßgeblich zu Horns Parteausschluss beigetragen hatte –, ins Zentrum des Geschehens. Ronald Kukulies zeigt den um Lyoalität bemühten Opportunisten mit artistischen Verrenkungen in seiner ganzen schmierigen Jämmerlichkeit. Mir schienen seine formal durchaus beeindruckenden Ausbrüche allerdings ein bisschen unangemessen – das Material ist zu spröde, zu lakonisch dafür. Die Liebe zu seiner für Guldenberg durchaus zu extravaganten Frau bleibt dafür eine Behauptung. Eine gewisse Unentschiedenheit in der Gewichtung der Erzählstränge, die noch zur Premiere in der Leipziger *Neuen Szene* drei Wochen vor der Aufführung beider Stücke in Frankfurt dazu geführt hatte, dass der Inszenierung der Biss fehlte, hatte sich dank einiger beherzter Striche zu einer in sich geschlossenen, starken Ensembleaufführung entwickelt. Durch die mit Leichtigkeit und Stringenz vollführten Wechsel zwischen Tragik, Ironie, spielerischer Übertreibung bis hin zum Slapstick und einer sehr spröden Poesie gelang es, die politische Geschichte ohne Moralismus allein über die individuellen Schicksale zu erzählen.

Für den zweiten Teil des Projektes am Schauspiel Frankfurt drei Wochen später und wieder in der Inszenierung von Armin Petras hat Jens Groß den Mitte der 90er Jahre in Wiesbaden spielenden Hein-Roman „In seiner frühen Kindheit ein Garten“ für die Bühne eingerichtet: In einem leeren, abgewohnten Betonkasten mit 70er-Jahre-Tapete, undurchsichtigen Fenstern, einem entkernten E-Herd und zwei Ausgängen, die sich nach dem Öffnen so-

fort wieder hydraulisch verschließen, sitzt der pensionierte Gymnasialdirektor Richard Zurek und starrt ins Leere. Sein Sohn, den er, seit dieser vor fünf Jahren in den Untergrund ging, nicht mehr gesehen hat, soll ein Polizistenmörder und Selbstmörder sein. Der Vater kann dieses Ergebnis der als abgeschlossen geltenden Untersuchungen nicht akzeptieren und beginnt einen Kampf gegen den Staat, dem er über ein ganzes erfülltes Beamtenleben hinweg einen Eid geschworen hatte. Er wird den Stuhl hinter dem Tisch erst verlassen, wenn er diesen Konflikt für sich gelöst hat (sehr überzeugend: Andreas Leupold).

Das Bühnenbild der Frankfurter Aufführung (Bühne für beide Inszenierungen: Kathrin Frosch) zeigt so minimalistisch wie konsequent die entblößte Fassade einstiger Bürgerlichkeit, ihrer Inhalte beraubt. Dahin zurück kehren die Kinder – ein jüngerer Bruder, der die antibürgerliche Haltung des Älteren in zivilisierter Form für sich in Anspruch nimmt, und die in Beruf wie Einkindfamilie erfolgreiche Schwester, die sich an ihr Handy klammert wie an eine Versicherung, die sie vor der Gefährdung durch die Infragestellung ihrer Werte schützen kann.

Heins Roman von 2005 nutzt den realen Hintergrund der Geschehnisse auf dem Bahnhof Bad Kleinen 1993, als bei einer geplanten Verhaftung ein Terrorist und ein Polizist sterben, nur als Hintergrund, um die Geschichte einer Familie zu erfinden, die in den Konflikt gerät zwischen ihrem Glauben an die Rechtsstaatlichkeit der Demokratie, und der Erfahrung, dass diese, sich verteidigend, immer radikaler in ihrer Willkür wird. Die Bühnenfassung von Jens Groß vermeidet konsequent die im Roman etwas angestrengt wirkenden Wertediskussionen und findet genau die Momente heraus, wo die politische Geschichte auf die menschlichen Auseinandersetzungen innerhalb dieser Familie zielt, die über den „abtrünni-

gen“ Bruder zu zerbrechen droht, aber im Kampf um die Verteidigung seiner (und ihrer) Würde neu zusammenfindet. Hier geht die Inszenierung deutlich über den Roman hinaus, und erfindet eine geradezu tröstliche Alternative, denn auch die Tochter gibt angesichts ihres in der Bewegungslosigkeit erstarrten Vaters ihre scheinbaren Sicherheiten auf (sehr intensiv in der „Fassade“ wie in der Wandlung: Katrin Grumeth).

Und während Richard Zurek langsam zum aufrechten Gang zurückfindet und den Bunker verlässt, schießt er noch im Abgang einen kleinen gelben Dartpfeil zielsicher ins Herz des Bundesadlers, der wie ein vergessenes Requisite aus Kindertagen herumliegt. (Sinnigerweise weiß jedes Familienmitglied, dass die kleinen, bunten, spitzen Pfeile noch im Sicherungskasten versteckt sind.)

Auch der Schluss von „Horns Ende“ ist fast tröstlich, wenn Horn Gertrude Fischlinger, bei der er vier Jahre zur Untermiete gewohnt hatte, doch noch die Erinnerung an ihre erste Nacht schenkt. In einem wunderbar skurrilen Ausbruch von Leidenschaft, in dem sich beide Schauspieler (Bettina Ribesel und Robert Kuchenbuch) lustvoll zu übertreffen versuchen, bis sie schließlich erschöpft aber glücklich aufeinander zu liegen kommen, sagt Horn in die Stille hinein: Entschuldigung, aber ich liebe sie nicht. Und sie steht auf, knöpft sich das Kleid zu und geht zurück in ihr mutloses, auf kleinster Flamme gehaltenes Leben.

„Helden aus dem Hause Hein. Ein Deutschlandprojekt“, steht als Überschrift über diesen beiden Romanadaptionen, die in Frankfurt des öfteren, in Leipzig hoffentlich auch das eine oder andere Mal an einem Abend mit dem jeweils anderen Blickwinkel auf die eigene und die fremde Geschichte gesehen werden können.

1 | Bilder eines deutsch-deutschen Doppelprojekts: Andreas Leupold, Gunnar Teuber und Simon Solberg in „In seiner frühen Kindheit ein Garten“, uraufgeführt in Frankfurt/Main und ...

2 | Berndt Stübner, Andreas Haase, Anja Schneider, Bettina Ribesel, Ronald Kukulies, Ellen Hellweg und – ganz rechts als Horn – Robert Kuchenbuch in Armin Petras' erstmals in Leipzig gezeigter Inszenierung von „Horns Ende“.

